

Irène Zurkinden (1909-1987)

Autor(en): Heinrich Kuhn
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1987

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/a9173972-d010-40f4-94c8-06ec717fc7dd>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Irène Zurkinden (1909–1987)

▽ Selbstporträt 1951. Öl.

Mit einem grand écart sprang sie eines Tages aus der Scharadenkiste. Vor etwa fünfzig Jahren begann der Heuberg-Cancan in der Galerie Bettie Thommen. Dort debütierte die vom Tänzerischen her erblich belastete Irène Zurkinden mit einem kleinen, an einer schlecht beleuchteten Wand aufgehängten Selbstporträt. Christoph Bernoulli, der Wüschelrutengänger im Reich der Kunst, hatte es im Atelier der damals noch unbekannten jungen Schülerin Albert Meyers und Arnold Fiechters gefunden; er hatte eine Malerin entdeckt, ein Talent, dessen urwüchsige Eigenart vom ersten Pinselstrich an zu erkennen war.

«Pingo, ergo sum», diesem Leitsatz ist das Lebenswerk Irène Zurkindens seit ihrem ersten öffentlichen Auftreten verpflichtet. Sie kam mit dem Lächeln unverbildeter Naivität, sah ihre Umwelt mit blauen, offenen Augen und siegte mit einem unbezähmbaren Temperament, einem Furioso, das in mänadische Besessenheit ausarten konnte.

Georg Schmidt, den sie porträtierte, hatte Mühe gehabt, ihre Kunst einer bestimmten Gruppe zuzuordnen, ihr eine soziologisch bedingte Etikette anzuhängen. Denn die Zurkindische Malerei entzieht sich jeder Systematik, unterwirft sich keinem -ismus, es sei denn dem von ihrer impulsiven und impetuosen Wesensart geprägten «Irenismus Luteti-Basiliensis». Sie war nur scheinbar ein anachronistisches Phänomen des fin de siècle; vielmehr führte sie eine durchaus reale Existenz in einer baslerisch-pariserischen Atmosphäre des zwanzigsten Jahrhunderts und

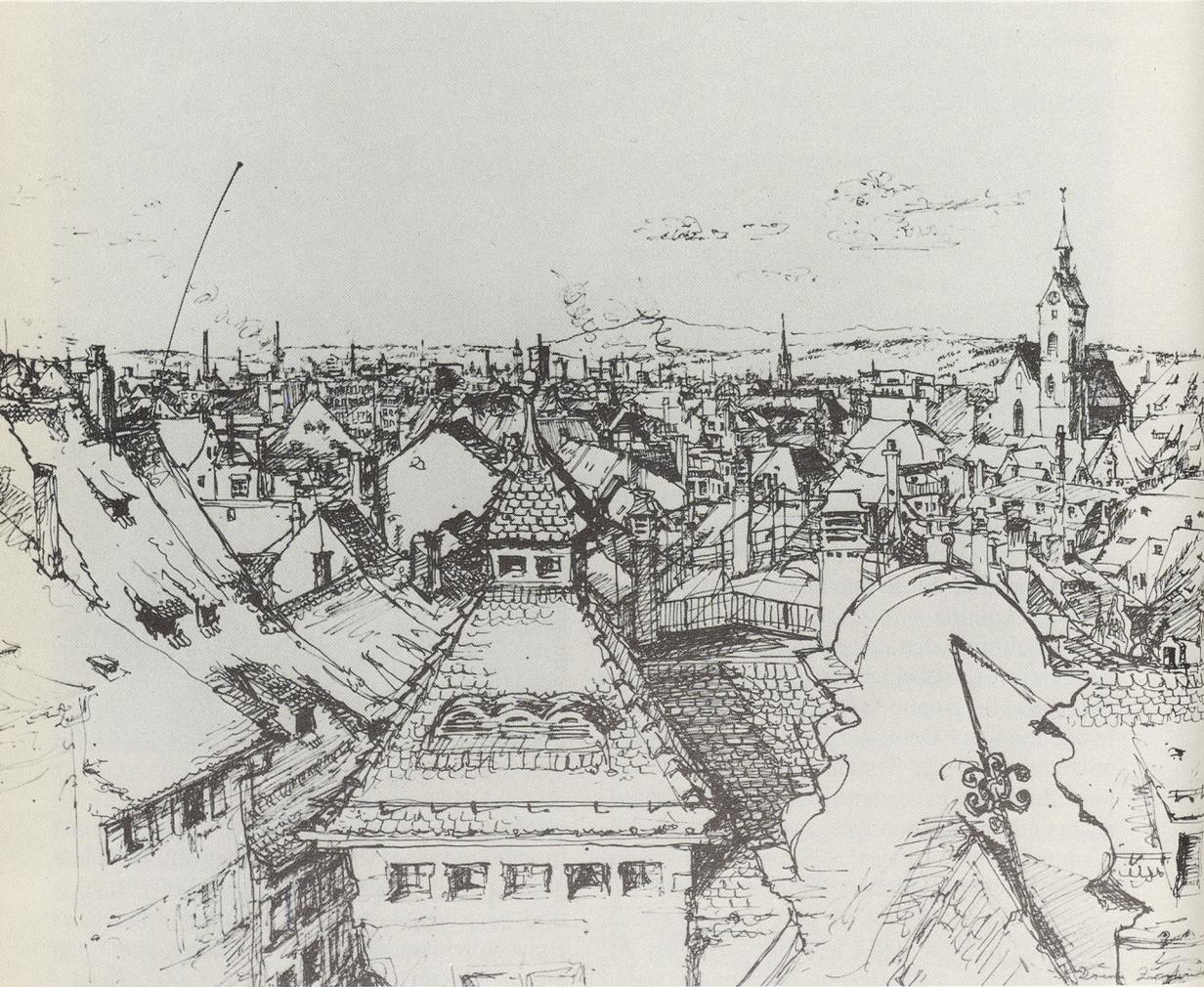


erschien als ein zwischen Heuberg und Montmartre, zwischen welsch und deutsch, zwischen gestern und morgen, zwischen Morgestraich und réveillon à la Murger vagabundierendes Einzelstück von höchst eigenwilliger, aber auch eigenständiger Art.

Dieses Zwischenreich ohne Grenzen war ihre Welt. Hier lebte und arbeitete sie; ungebunden, den Menschen, Tieren und Dingen zugetan, die sie umgaben, mit denen sie sich umgab, in sie hinein lauschend, hinter sie sehend, sie schöpferisch zum Eigenleben gestaltend in einer untergründigen Welt des Geheimnisvollen, oft Gespentischen und manchmal Bacchantischen.

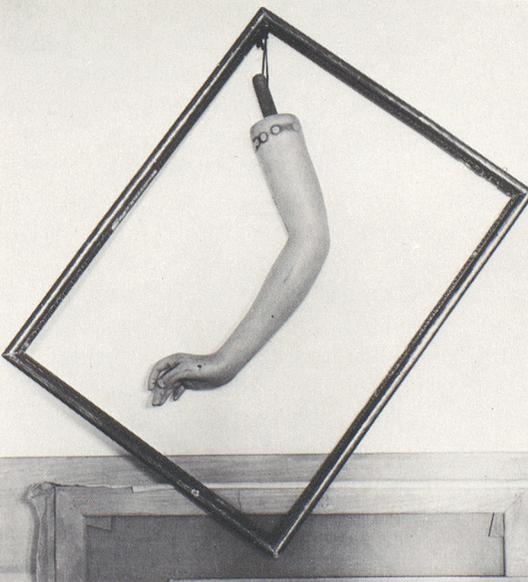
Hier entdeckte sie die Psychologie des Stuhls, der chapeaux d'avant guerre, der Knöpfelschuhe. So schuf sie das Totenmal für Dölf Tschudi, eine grau in grau gehaltene Larvenpyramide zur Erinnerung an den kauzigen Fasnachtler, in dessen Atelier sie früher Larven bemalt hatte. Vor

Blick auf die Dächer von Basel. Ohne Jahr. Zeichnung. ▽



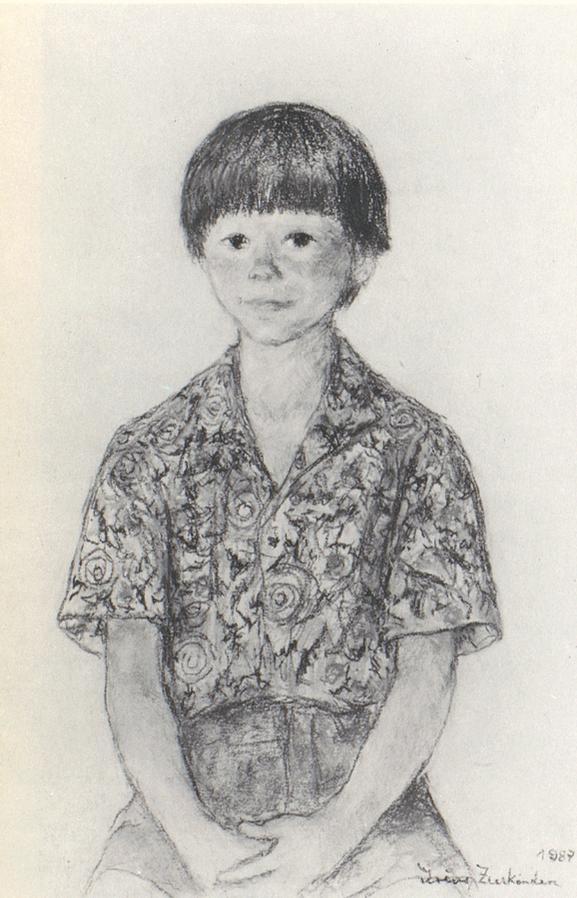


△ Strassen in Paris 1960. Öl.



△ Surrealistisches im Basler Atelier.

ihrem magischen Auge verwandelten sich die Dinge in anthropomorphe Wesen, die in ihrem Atelier einen geisterhaften Cancan tanzten. Ihre stolze Unabhängigkeit im Leben und in der Kunst – eine zigeunerische, carmenhafte Unabhängigkeit – die in einer starken, ichbezogenen, dem Narzissmus zugeneigten Persönlichkeit wurzelte, kam in ihrer fasnächtlichen Ekstase am deutlichsten zum Ausdruck. Vom Mumenschanz inspiriert, veranstaltete sie jeweils ihren eigenen Hexensabbat am Zyschtigs-Fesch in der Kunsthalle. Dieselbe hier manifestierte Eigenständigkeit bewahrte die Künstlerin davor, sich von ihr wesensfremden Zeitströmungen fortzureissen zu lassen. Der Produktionsprozess vollzog sich hier wie dort, also in den menschlichen und den künstlerischen Beziehungen, auf dieselbe Weise: sie wurde angeregt, formte um nach ihrem Bild und regte selbst wieder an. Bis



Kinderporträt 1987. Zeichnung.

ans Ende ihres Lebens blieb sie sich selber und einer Formensprache treu, die sie zu einem unverkennbar persönlichen Stil in ihren Lebensgewohnheiten und in ihrer künstlerischen Potenz entwickelte.

Solche reiche Naturen und profilierte, in sich geschlossene Persönlichkeiten wachsen unwillkürlich über die Grenzen ihres Zwischenreiches in die Stadt hinein, die sie hervorgebracht hat; sie werden zu ihrem festen Besitz. Der auf den Heuberg transponierte esprit bâlois, wie er sich

in den Werken, dem Auftreten, den Allüren, Bonmots und poetischen Skizzen Irène Zurkindens äusserte, wurde baslerisches Gemeingut. Sie gehörte zu Basel, wie die Fasnacht, wie die als kostbare Dentillieren von ihr gezeichneten und gemalten Häuser und Gassen der Altstadt rings um den Spalenberg, von wo der freche, frivole Offenbachsche Cancan herunterwirbelte, dass die Röcke flogen.

Es sei in diesem Zusammenhang an einen Pausus aus der Ansprache erinnert, die Christoph Bernoulli zur Eröffnung einer Ausstellung in der Kunsthalle am 24. Oktober 1959 hielt: «Wie sehr sie die Städte, die Häuser, Strassen, Plätze, Fenster, Türen und Tore liebt! Aber alle diese Elemente der Stadt sind nie nur Sujets, nicht malerischer Vorwand. *«Irène s'y mêle!»* Irène tritt in die Häuser, sieht und erkennt das Leben, mischt sich mit ihm, weil sie furchtlos ist. Dieses Sich-Mischen und Vermischen-Können ist ganz unbaslerisch. Die Mutter stammte aus dem Elsass, der Vater aus dem Üchtland. Vielleicht lieben wir Irène so sehr, weil sie den gehemmten und überkritischen Baslern zeigt, dass, wer stark genug im Leben steht, auch mit der Angst-Atmosphäre der Stadt durch Nicht-Beachtung, Freimut und mit einem in Permanenz erhobenen Fasnachtssinn fertig wird.»

Ein Selbstbildnis steht am Anfang ihres Oeuvre. Begegnungen mit sich selbst, mit anderen Menschen liessen in ihrem weit aufgefächerten Lebenswerk besonders starke Spuren zurück. Diese Porträts und Selbstporträts beeindruckten den Betrachter durch die dem Wesen der Zurkinden eingeborene Impulsivität und Vitalität. Irène Zurkinden hat ihr Reich, in dem sie Königin war, am 27. Dezember 1987 für immer verlassen. Mit ihr hat Basel eine hochbegabte Künstlerin und eine lebensvolle, lebensfreudige, originelle Persönlichkeit verloren. In unsere Trauer mischt sich die Freude an den bleibenden Werten, die sie uns hinterlassen hat.